



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Bilder aus dem Land der Schwarzen.

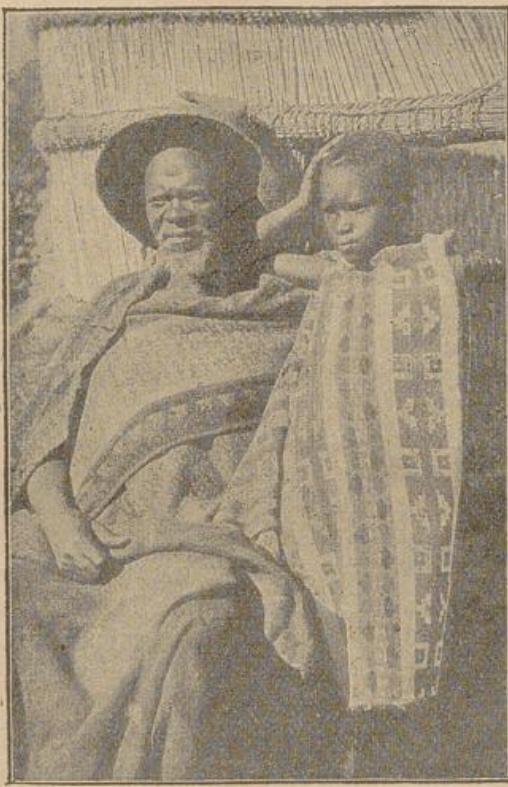


Bilder aus dem Land der Schwarzen.

Von Schw. M. Amata, C. P. S. Mariatrost.

Gottes Wege sind wunderbar. Pharoe hatte zwei Weiber; eines war katholisch, das andere hätte er gern getauft gehabt, aber trennen wollte er sich nicht von ihm. Das Letztere hatte seine drei Kinder taufen lassen. Eines Tages starb das Älteste davon, das Zweite, Stefanie ging täglich zur Tageschule und das Dritte brachte die Mutter zu ihrem Vater und kam dann selbst auf die Missionsstation. Ihr Mann hatte anfangs nichts dagegen. Aber bald vermissten die Männer das gute Leting (Getränk), das keine so gut wie die Mutter unserer Stefanie zu bereiten wußte. Sie mußte daher wieder in den heidnischen Kraal zurück. Stefanie war ein recht liebes Kind und bereitete ihrem Vater, sowie auch ihren Lehrern viel Freude. Bei manchen der heidnischen Basutos herrscht noch die schlechte Gewohnheit des Beschneidens. Stefanie war herangewachsen und in jenem Alter, da dasselbe gewöhnlich stattfindet. Sie wußte, was man mit ihr vor hatte, denn ihre Großmutter war die Meisterin davon. Alles Bitten und Jammern von ihrer Seite half nichts. Sie betete fleißig und eilte in ihrer Not zum katholischen Missionar und bat um Hilfe. Auf der Station konnte sie nicht bleiben, der Vater würde sie gleich geholt haben. Nach einigen Tagen kam sie wieder mit derselben Bitte. Ihre Seele war in Gefahr, schon nach einigen Tagen sollte die Zeremonie beginnen. Sie wußte nur zu gut, daß man sie mit Gewalt hinschleppen werde. Nun konnte der P. Missionar ihrer Bitte nicht widerstehen. Er hieß sie, sich einstweilen im Hause zu verbergen. Wohl wurde nach ihr gesucht, aber sie wurde nicht entdeckt. Jedoch für längere Zeit konnte sie nicht verborgen bleiben. Ja, um des Glaubens willen, mußte das arme Kind fort, weit fort, wo es von niemandem erkannt würde. Bei Aufbruch der Nacht eilte unsere Stefanie, in Knabenkleider gehüllt, in Begleitung zweier verlässiger Personen fort, nicht auf der Straße, sondern nur auf kleinen, kaum bemerkbaren Fußpfaden. Reiter sprengten an ihnen unter Jubel und Lärm vorbei, dem Platze zu, wo in derselben Nacht das Fest der Beschneidung durch ein Trinkgelage eröffnet wurde. Große Feuer erleuchteten die ganze Gegend und weithin tönte der Höllenlärm. In Angst und Bangen und an allen Gliedern zitternd, eilte Stefanie und ihre Begleiter nahe am Schreckensplatz vorbei. Sie zog ihr Hütchen recht ins Gesicht, damit sie nicht erkannt würde. Sie war die Knabenkleider nicht gewohnt und so mußte sie denn manchmal hören: „O, das kleine Büblein muß doch recht müde sein, es kann ja kaum mehr weiter.“ So eilten sie die ganze Nacht und den kommenden Tag ununterbrochen weiter, nur hie und da etwas ausruhend und ein wenig Nahrung zu sich nehmend. Auch in der zweiten Nacht gingen sie noch eine gute Strecke weit; als sie sich etwas sicher glaubten, legten sie sich ins Gras und ruhten ein wenig aus. Ganz des Weges unkundig, mußten sie oft fragen und jeder heransprengende Reiter jagte der Stefanie neuen Schrecken ein. Endlich am Samstag nachmittag gelangten sie auf der Missionsstation an, nachdem sie seit Donnerstag abend fast ununterbrochen gegangen waren. Sie waren alle erschöpft. Stefanie wurde mit Freuden aufgenommen. Später jedoch brachte man sie auf eine andere Station, wohin auch

ihre Mutter kam. Als dann zuletzt auch der Vater sich mit ihr wieder aussöhnte, und selbst Christlich wurde, kehrten sie wieder zurück. Nun hätte der Christlich gewordene Vater die Mutter unserer Stefanie gerne als rechtmäßige Frau gehabt, sie aber schlug es ab und blieb auf der Station. Stefanie war eine Zeitlang als Lehrerin tätig. Sie war recht brav und fleißig und schlug jede Heirat aus. Der liebe Heiland hatte sie zu etwas anderem berufen; sie hat weit im Basutoland drinnen bei den schwarzen Schwestern um Aufnahme, die ihr auch gewährt wurde. Jetzt betet, opfert und wirkt sie viel Gutes als Sr. Rita bei ihren schwarzen Stammesgenossen und ist überglücklich, daß der liebe Gott ihr diese große Gnade geschenkt hat.



Basutovater mit Sohn.

Einer Christin Ntombane war recht traurig, als ihr liebes Mütterlein nicht mehr mit ihr ins Freie gehen konnte. Sie lag beständig auf einer alten Matte beim Feuer und mußte so vieles leiden. Immer weniger redete es, bis eines Tages Ntombane die Mutter kalt und stumm fand. Sie eilte zu ihren Brüderchen und Schwestern und diese zupften dann an dem Mütterchen herum, batzen und flehten, doch sie war und blieb tot. Der Onkel machte eine Grube und die Mutter war nicht mehr zu finden. Ntombane nebst einer Schwestern kamen zu einer Tante. Diese zog mehrere Tagreisen weit fort und fand in der Nähe einer Missionsstation ein bleibendes Heim. Das liebe traurte Missionskapellchen zog die beiden Kleinen an und oft eilten sie mit ihrer Pflegemutter dorthin. Sie wußten nichts von dem im Tabernakel verborgenen Heiland, doch der schöne Mann (Herz Jesu-Statue) und die schöne Frau (Muttergottes-Statue) wurden recht bewundert und da sie sahen, wie die Leute vor dem Altare in der Kirche die Kniee beugten, gingen die beiden Kleinen zu diesen Statuen und beugten auch ihre Kniee. Ja, als sie eine Muttergottes-Statue im Zimmer sahen, machten sie auch dort eine Anzahl Kniebeugungen. Als dann aber

am Sonntag das Glöcklein zur hl. Messe rief, eilten alle drei zum trauten Kirchlein. Da war alles neu. Gar zu gerne hätten sie auch mitgebetet und mitgesungen, allein sie konnten es leider nicht. So brummten sie denn hier und da etwas mit und als dann gar am Schluß der P. Missionar soviel Schönes vom lieben Gott sagte, flüsterte Ntombane ihrer Pflegemutter zu: „O wie schön! Gieb gut acht!“ Nachdem alles beendet war, gingen alle drei zum P. Missionar und sagten ihm, sie wollten singen und beten lernen, damit sie nächstens auch mitmachen könnten. Sie waren fleißig und fehlten bei seinem Unterricht und so wurden denn am Schluß der Probezeit alle drei getauft. Ntombane erhielt den Namen Felizitas. Die gute, alte Frau sorgte recht für ihre Pflegefinder und schickte Felizitas täglich in die Schule zu den Dominikanerinnen. Sie war dort recht fleißig und brav und durfte auch bald den lieben Heiland in ihr Herz aufnehmen. So vergingen ein paar Jahre in Glück und Zufriedenheit, bis dann ganz unerwartet der Bruder ihres verstorbenen Vaters in Begleitung eines Polizisten kam, um Felizitas heimzuführen. Er glaubte sie jetzt heiratsfähig und wollte sie an irgend einen heidnischen Burschen verkaufen. Traurig nahm Felizitas Abschied. An eine Rückkehr war nicht zu denken, ging es doch weit fort mit der Eisenbahn in eine ihr unbekannte Gegend. Kein Christ war in der Nähe und die katholische Missionsstation war drei bis vier Stunden weit von dort entfernt. Kein Glöcklein rief sie zum Gottesdienst oder zur Schule, keine Mutter oder Schwester betete mit ihr. Alles wurde aufgeboten, sie von ihrem Glauben abzubringen. So verging eine Zeit. Ihre Kleider wurden alt und zerrissen, niemand verschaffte ihr neue und sie selbst hatte kein Geld. Da wurde ein heidnisches Fest veranstaltet im Kraal; Felizitas sollte mitmachen. Sie weigerte sich lange; doch endlich gab sie dem Drängen nach und nahm Anteil an dem heidnischen Feste, doch Glück und Freude fand sie nicht. Sicher betete das alte Pflegemütterchen für sie, denn schon am Abend legte sie ihre alten zerrissenen Kleider wieder an und warf den Perlenschmuck weit von sich fort. Zufällig hörte ich von ihr und bat daher eines ihrer Verwandten, die ganz in unserer Nähe wohnten, sie zum Besuche einzuladen. Sie kam und nach langem Reden blieb sie bei uns auf der Station. Sie erkannte und bereute ihren Fehler und wünschte alles gutzumachen. Als am folgenden Tage abends hl. Segen war, ging Felizitas eiligt aus der Kirche, da das Allerheiligste ausgesetzt war. Ich glaubte, sie sei krank und fragte sie, was ihr fehle; doch sie sagte: „Nein, Schwester, ich bin nicht krank, wie kann ich denn, da ich abtrünnig geworden, vor den lieben Heiland hinknien? Sein Anblick durchbohrt mein Herz; ich kann es nicht ertragen; ich muß erst beichten, dann hoffe ich Gnade und Barmherzigkeit wieder zu erlangen. Solange ich nicht gebeichtet und Vergebung erhalten habe, kann ich nicht vor den lieben Heiland hinknien.“ Am folgenden Morgen beichtete sie ihre Vergehen, und Trost und Friede kehrten in ihr Herz und seitdem kniet sie oft vor Jesus im Tabernakel.

Erlangung der Taufgnade in letzter Stunde. Vergnügt saß der Katechet bei seinem Frühstück und dachte dabei über seine Katechese nach, die er im Laufe des Tages halten wollte, als es plötzlich mächtig an seine Türe klopste. Er öffnete und sah zwei Männer, Heiden, vor sich stehen, die nach dem Missionar fragten. Dieser jedoch war gerade abwesend. Auf die Frage, woher sie kämen, und wer sie hergeführt habe, baten sie um einen Platz im Friedhof, um eine soeben verstorbene Frau dort zu beerdigen. „Ja, ist sie denn getauft und wie heißt sie denn?“ fragte der Katechet, denn die Leute waren ihm ganz fremd. „Nein, sie ist nicht getauft,“ hieß es. „Dann kann sie auch nicht auf dem Friedhof beerdigt werden,“ sagte der Katechet. Doch die beiden Männer wollten sich sobald nicht abweisen lassen. Der Katechet sagte nun ganz entschieden: „Für Heiden ist auf unserem Gottesacker kein Platz, die beerdigt nur ruhig zu Hause, und spart euch die Mühe, sie einige Stunden weit herzubringen.“ Die Heiden sagten nun: „Du weißt doch, daß es nach heidnischem Brauch nicht erlaubt ist, jemanden in der Fremde zu beerdigen. Diese Frau nun ist von einem andern Stamm; ihr Häuptling ist weit von uns auf der entgegengesetzten Seite von eurer Station.“ Die Frau hatte bei jenem Kraal heidnisch geheiratet (ukugana gemacht) und noch war das ukulobola

(der Kaufpreis der Braut) nicht abgegeben und somit hatte sich noch niemand verpflichtet, die Leiche zu versorgen. Diese haben sie in der Nacht zu bewachen, damit sie nicht von Zauberern wieder ausgegraben und zu heidnischen Künsten verwendet werde. Daher müßte die Leiche eigentlich zu ihrem elterlichen Kraale zurück, um dort bei ihrem Häuptling beerdigt zu werden. Da der Weg doch an unserer Station vorbeiführte und zudem soweit war, gedachten die heidnischen Träger, dieselbe bei uns zu begraben und hofften, daß die Verwandten damit zufrieden sein würden, denn bei uns sei sie ja vor allem ganz sicher. Als der Katechet fragte, ob die Frau denn wirklich gestorben sei, antworteten beide mit einem frästigen Yebo (die Seele ist schon längst fort). Schließlich machten sich die beiden Männer wieder auf zu ihrem Kraal. Der Katechet lenkte seine Schritte zu dem Platze, wo sich schon viele Leute zu dem Unterrichte versammelt hatten. Doch der Gedanke an die tote Frau verließ ihn nicht; immer wieder fühlte er sich gedrängt: fehre um, besuche die tote Frau! Nach langem Zögern kehrte er um und eilte den beiden Männern nach. Nach ein paar Stunden kam er bei dem Kraal an, trat ein und sah die Frau am Boden liegen; allem Anschein nach war sie tot.

Einer der Anwesenden fragte nach seinem Begehr und sagte die Frau sei schon längst tot und somit sei es unnütz gewesen, daß er soweit hergekommen sei. Der Katechet ließ sich in ein Gespräch ein, fragte, wie lang sie frisch gewesen sei und wie sie heiße. Mangangahe sei ihr Name, sagte man ihm. Er rief sie beim Namen und zum Staunen aller richtete sie sich auf und setzte sich aufrecht hin. Als sie den Katechet sah, sagte sie: „Wie freue ich mich, daß du gekommen bist; bitte, taufe mich nur schnell, ich will in den Himmel. Der liebe Gott ruft mich gleich. Ja, ich will getauft sein und dann gehe ich heim zum himmlischen Vater, er ruft mich schon.“ Nach einem kurzen Unterricht wurde Mangangahe auf den Namen Maria getauft. Sie dankte recht herzlich für die Gnade der hl. Taufe und rief dann voll Freude aus: „Jetzt gehe ich heim, wie glücklich bin ich, ich gehe zum lieben Gott, der mich ruft.“



Ein braver und frommer Katechet in Lentorow mit seinem Bruder Hugo Mhheb.

Der Kätechet betete ihr noch eine Weile vor und entfernte sich dann. Nun legte sich Maria hin und sagte laut zu den Umstehenden: „Jetzt gehe ich; bringt mich zu den Amaroma, dort möchte ich begraben sein.“ Dann starb sie. Die Männer machten eine Art Tragbahre zurecht, legten die tote Maria darauf und brachten sie zu uns, wo sie ein schönes, christliches Begräbnis erhielt.

Danke Gott, daß du katholisch bist. Johanna war die Frau eines armen Welschaners; er war zudem fränklich und verdiente nicht viel. Jede Woche einmal ging er herum, die Angehörigen seiner Sekte zu besuchen und ihnen zu predigen und zwar ohne Lohn. Johanna mußte daher um so mehr arbeiten, um so stets die nötige Nahrung und Kleidung zu haben. Stets war sie eifrig; im Feld und zu Hause war alles in bester Ordnung; auch suchte sie durch Flechten von Matten etwas zu erwerben. Nicht weniger treu hielt sie zu ihrer Sekte, bis sie eines Tages den monatlichen Beitrag nicht zahlen konnte. Ihre wenigen ersparten Pfennige reichten kaum für ihre Kleidung hin, denn wie die meisten Käffernweiber mußte sie selber schauen, wie sie das nötige Geld zusammenbringe. Zur Rede gestellt wegen des Beitrags, konnte sie nur sagen: „Ich habe kein Geld mehr.“ Darauf hin wurde sie aus der Gemeinschaft ausgeschlossen. Traurig ging sie heim.

Einer ihrer Verwandten, Albert mit Namen, hatte in Johannisburg in der Abendschule Lesen und Schreiben gelernt. Auch er hatte lange gesucht und endlich den wahren Glauben gefunden. Eines Tages kam er zur Missionschule mit der Bitte um Unterricht, denn er wollte katholisch werden. Fleißig war er beim Lernen. War der Unterricht zu Ende, so fragte er jedesmal: „Schwester, bitte, was soll ich denn jetzt bis zum nächsten Unterricht lernen?“ Nie war er müßig. Man konnte ihn stets mit seinem Buch in einem verborgenen Winkel finden. Nachdem er getauft war, erhielt er Arbeit in der Nähe seiner Verwandten. Als er nun eines Tages Johanna so traurig sah, fragte er nach der Ursache. Diese erzählte ihm alles genau mit der Bemerkung, daß sie durchaus nicht im Stande sei, jetzt jeden Monat den Beitrag zu zahlen. Albert sagte dann zu ihr: „Darauf über sollst du nicht traurig sein, sondern vielmehr dich freuen, denn dort ist doch nicht das Richtige zu finden. Gehe mit mir zur katholischen Kirche und dann wirst du glücklich sein. Als er sie dazu geneigt fand, begann er, sie im katholischen Glauben zu unterrichten. Abends nach getaner Arbeit lehrte er sie die Gebete und erklärte ihr alles, so gut er es nur vermochte. Sie fand alles so gut und schön, daß sie sehr wünschte, in die katholische Kirche aufgenommen zu werden. Nur eines schmerzte sie sehr; sie waren so weit von der Mission entfernt, und wußten in der Nähe kein katholisches Gotteshaus. Sie wollte daher zur Missionsstation. Aber dazu brauchte sie Geld, kostet doch die Fahrt dorthin 20 Mk. Woher dieses nehmen? Nun, dachte sich Johanna, ginge ich zu den Welschanern, müßte ich auch jeden Monat meinen Beitrag entrichten; und daher legte sie das Geld, das sie hätte dazu verwenden müssen, in ein Kästchen. Als sie glaubte, es werde reichen, bat sie ihren Mann um Erlaubnis, zur Mission fahren zu dürfen, um katholisch zu werden. Sie erhielt dieselbe und so kam Johanna zur Missionsstation und lernte fünf Monate fleißig die Glaubenswahrheiten. Sie war ein Muster für alle, fleißig bei der Arbeit, beim Gebet und Gottesdienst stets die Erste und Aufmerksamste. O, wie so glücklich war sie am Tage ihres Übertrittes und ganz besonders nach dem Empfang ihrer ersten hl. Kommunion. Täglich empfing sie dann dieselbe. Nur mit Wehmut schied sie von der Station, wo sie so glücklich geworden. Noch einige Male kehrte sie wieder zurück, jedesmal für ein paar Monate, um das Glück genießen zu können, täglich den lieben Heiland zu empfangen. Sie führte auch einige ihrer Verwandten zu uns und brachte Kinder zur Schule. Ihren Mann konnte sie noch nicht gewinnen. Er zog weiter fort zur Stadt und zur größten Freude unserer Johanna erhielt er eine Wohnung nahe bei der katholischen Kirche. Noch einmal kam sie zu uns, um ihre Dankbarkeit zu bezeigen und brachte kleine Geschenke mit. „Nun kann ich täglich zur hl. Messe kommen,“ sagte sie, „und wir haben oft hl. Segen. O, wie glücklich ist man, wenn man katholisch ist!“ Gebe Gott, daß sie auch ihren Mann noch für den wahren Glauben gewinnt!